Das ist der Gipfel: In Südtirol – hier die Drei Zinnen in den Dolomiten – wächst der Ärger darüber, dass die reiche Provinz im Norden für den armen Süden Italiens zahlen soll. FOTO: GETTY IMAGES

Bergwerk

Weg, bloß weg von Italien. In Südtirol war es lange still. Doch mit der Krise Europas kommt etwas mit Wucht zurück, das fast vergessen war: der Wunsch nach Unabhängigkeit

VON REYMER KLÜVER

Bozen – Der Mann ist kaum wiederzuerkennen. Ohne die rote Weste und die goldgleißende Fangschnur über dem braunen Jägerrock, ohne die Lederhose und vor allem ohne den mächtigen grünen Filzhut mit der wippenden Feder. So war er auf den Videos zu sehen, vor einem halben Jahr, als sie zur einbrechenden Nacht durch Bozen zogen. Im Gleichschritt, 4000 Südtiroler Schützen in traditioneller Tracht. Dumpf hallten die Gassen wider vom Tritt ihrer schweren, schwarzen Lederschuhe. Trommeln rasselten, und auf den gelben Fassaden der Häuser tanzten im Fackelschein die Schatten ihrer Tirolerhüte. Irrlichternd. Fordernd.

Jetzt sitzt Schützenmajor Elmar Thaler in Jeans und blauem Streifenhemd an einem schweren, dunklen Holztisch, die Ärmel sorgsam bis zum Ellbogen hochgekrempelt. Es ist das Besprechungszimmer seines weiß getünchten Designbüros in Neumarkt, dem Hauptort des Südtiroler Unterlands. Eine Standuhr an der Wand tickt gleichmütig. Durchs offene Fenster dringt kühle Morgenluft. Gesprächsfetzen vom Straßencafé gegenüber sind zu hören: Deutsch, Italienisch, Dialekt, alles durcheinander.

Ein unscheinbarer Mann ist Elmar Thaler ohne die bunte Tracht, mit seinem kahl geschorenen Schädel und einem sorgfältig gestutzten Bartfetzen zwischen Unterlippe und Kinn. Thaler ist Vormann der mehr als 5000 Südtiroler Schützen, Landeskommandant steht auf seiner Visitenkarte. Und in Südtirol, das wird schnell klar, sind die Schützen inzwischen wieder mehr als nur ein Trachtenverein. Und ihr Kommandant ist alles andere als ein treuherziger Lederhosen-Folklorist.

„Ich muss nicht darauf achten, möglichst diplomatisch zu sein“, sagt Thaler und fügt dann – sofort und ungefragt – an: „Alle wollen doch weg von Italien.“ Kurze Pause. „Man muss realistisch sein – fast alle.“ Soll keiner sagen, sie seien Phantasten.

„Freiheitsmarsch“ hatten die Schützen den Aufzug genannt, den er im Frühjahr anführte. Und als Losung hatten sie in den Tiroler Landesfarben Weiß auf Rot auf ihre Banner geschrieben: „Ohne Rom in die Zukunft.“

Weg, bloß weg von Italien!

Der Separatismus ist zurück. Nicht irgendwo im Baskenland oder auf Korsika, an deren versprengte Haufen Unabhängigkeitskämpfer man sich in langen Jahren irgendwie gewöhnt hat. Sondern mitten im Herzen Europas. Es gärt in Südtirol. Es gärt wieder.

Die einen wollen den Anschluss an Österreich, die anderen eine eigenständige Bergrepublik

Dabei hatte es in den vergangenen zehn, zwanzig Jahren den Anschein, als hätten sich die Südtiroler, die Deutsch sprechenden Südtiroler, in Italien ganz gut eingerichtet. Vor bald einem Jahrhundert hatte Italien die Alpenprovinz als Kriegsbeute den Österreichern entrissen. Aus dem Süden Italiens, aus Sizilien wurden die Menschen in den Bergen angesiedelt, die deutschsprachigen Südtiroler systematisch drangsaliert. Anfang der Sechzigerjahre war es genug. Ein paar junge Männer sprengten reihenweise Strommasten in die Luft. „Feuernacht“ tauften die Südtiroler die Aktion. Die Welt sollte endlich das Unrecht in ihrer Heimat sehen. Freiheitskämpfer nannten sie sich. Für den italienischen Staat waren sie Terroristen. Es gab Tote.

Eines zumindest beförderten die Anschläge: die Einsicht, dass die Sprachlosigkeit zwischen der Minderheit und der Regierung im fernen Rom zu nichts führt. Ein Autonomieabkommen brachte den Südtirolern schließlich die Selbstverwaltung – und in den letzten Jahrzehnten ungeahnten Wohlstand. Südtirol gehört zu den reichsten Teilen Italiens, mit einem Pro-Kopf-Einkommen vergleichbar dem Bayerns und Baden-Württembergs. Nie waren die Rufe nach einem Abschied aus dem ungeliebten Staatswesen ganz verstummt. Aber sie waren leiser geworden.

Doch dann kam Europas große Finanzkrise. Italien taumelt am Abgrund. Die Regierung in Rom fordert für die Rettung des maroden Landes mehr Opfer – auch von der deutschsprachigen Provinz. Und nun sind die Separatisten nicht mehr zu überhören. „Wir haben genug“, sagt Thaler, der Schützenkommandant.

Er ist gewiss nicht allein: Schon vor vier Jahren, als die ersten dunklen Wolken der Krise nur fern am Horizont dräuten, kamen die anti-italienischen Parteien bei der Wahl zum Südtiroler Landtag auf ein Fünftel der Stimmen. Die einen wollen den Anschluss an Österreich, die „Wiedervereinigung“, wie sie sagen.

Die anderen wollen gleich eine eigenständige Bergrepublik, am liebsten mit den Tirolern in Österreich zusammen. Und wenn die „Walsch-Tiroler“ im italienischsprachigen Trient mitmachen wollen, warum nicht? Sogar eine Verfassung haben manche schon ausgearbeitet für einen Freistaat Südtirol.

Sie meinen es wirklich ernst, so ernst wie die Menschenmassen, die vor zwei Wochen in Barcelona für die Unabhängigkeit Kataloniens von Spanien auf die Straße gingen. Ein paar Zehntausend waren es früher, die am Nationalfeiertag demonstrierten. Diesmal kamen weit mehr als eine Million. Sie meinen es so ernst wie die Schotten, die binnen zweier Jahre über die Loslösung von Britannien abstimmen wollen. So ernst wie die Flamen, die nur ihr König und die Angst vor dem Chaos in einem Staat mit den Wallonen zu halten scheinen.

Es ist ein eigentümliches Phänomen. Je mehr der Druck auf Europa in den letzten Jahren gestiegen ist und je mehr Mühen es bereitet, das Gebilde Europa zusammenzuhalten, desto mehr wird an dem Gewebe auch von innen gezerrt. Gerade an Nahtstellen bricht es auf. An den Stellen, wo es in Jahrzehnten mühevoll zusammengeschnürt worden war. Unüberschaubare Folgen, so scheint es, haben in diesen anstrengenden Zeiten die Abhängigkeiten – von Rom, von Madrid, von London. Umso attraktiver wird die eigene kleine übersichtliche Region. So wie Südtirol.

Ein merkwürdiges Gemisch von Altlasten der Geschichte, die noch immer so schwer auf den Köpfen lasten, und neuen Beschwernissen hat sich zusammengebraut. Elmar Thaler braucht man nur anzustupsen, schon rattert er in seinem Büro Zahlen und Statistiken runter, die belegen sollen, was er schon längst weiß, schon immer wusste. Was man Außenstehenden aber immer wieder darlegen muss, damit sie sehen, was er sieht: geschichtliches Unrecht und ein Unmaß von alltäglicher Misswirtschaft und Schlamperei. Der sind die Südtiroler sozusagen nur durch ein historisches Missgeschick ausgeliefert – der Annexion ihrer Heimat durch Italien, das am Ende des Ersten Weltkriegs auf Seiten der Sieger stand. Gefragt, ob wir dazu gehören wollen, sagt Thaler, wurden wir doch nie.

Also: 27 000 Förster gibt es angeblich auf Sizilien, weiß Thaler zu berichten, aber kaum Bäume. Und 3000 Fahrer für 256 Krankenwagen! Oder das: In Italien führen dreieinhalb Millionen Autos ohne Versicherung herum, vor allem im Süden, da ist er sich sicher. Hunderte Millionen an Versicherungssteuern entgingen dem Staat. Doch statt die dort unten einzutreiben, verlange die Regierung in Rom mehr Geld von den Südtirolern. „In so einem Staat kann es einem nicht gefallen.“ Es sei an der Zeit, das zu ändern. Und dass sich was ändern wird, sei „hundertprozentig“ klar.

Tatsächlich ist der Ärger groß. Man muss nur die *Dolomiten*, die Südtiroler Tageszeitung, aufschlagen. Jeden Tag ist dort nachzulesen, welchen Frust zum Beispiel eine zusätzliche Immobiliensteuer auslöst – eine der eher verzweifelten Maßnahmen, mit der die Regierung des europaweit hochgeschätzten Ökonomen Mario Monti ihre Kasse bei den Hausbesitzern des Landes aufbessern will. Die Südtiroler haben brav gezahlt. Doch aus Sizilien ist kaum etwas gekommen.

„Italienischer Schlendrian“, konstatiert Michael Demanega voller Verachtung. Mit erst 26 Jahren ist er gerade Generalsekretär der Südtiroler Freiheitlichen geworden, der stärksten der Separatistenparteien. Kein Wort ist zu gewaltig, um das Ausmaß des Unrechts zu umreißen: Vom „Diktat aus Rom“ spricht er, weil Monti von den Provinzen des Landes Einsparungen verlangt. 1,2 Milliarden Euro soll Südtirol zur Sanierung des Staatswesens beitragen. Einen Teilbetrag hat der Premier schon einbehalten aus Steuern, die seine Regierung eigentlich der Provinz hatte zurücküberweisen sollen. „Wir haben kein Interesse, einen fremden Staat zu finanzieren“, sagt der junge Generalsekretär kühl. „Wir wollen nicht herhalten für Italien.“

Luis Durnwalder kennt die Klagen. Und er kann sie eigentlich nicht mehr hören. Ungeduldig fegt er mit den mächtigen Händen eines Bauernsohnes, der als junger Mann selbst noch zuzupacken lernte, über die leere Schreibtischplatte vor ihm. Als könne er so all diese Parolen von der Tiroler Wiedervereinigung und von einem unabhängigen Freistaat beiseitewischen. „Ein schöner Traum“, sagt er, und sein sonst dröhnender Bariton kiekst bei dem Wörtchen Traum, „aber leider nicht durchführbar.“

Durnwalder ist ein mächtiger Mann in Südtirol, sein Wort wiegt schwer in dem kleinen Land. Er ist Landeshauptmann, wie sie hier den Ministerpräsidenten nennen. Seit mehr als zwei Jahrzehnten regiert der heute 71-Jährige, unangefochten, schon körperlich eine barocke Gestalt, mit massigem Leib, allerdings mit flinkem Kopf und noch flinkerem Mundwerk.

Für den Landeshauptmann sind die Separatisten Träumer: „Wir sind nicht das Zentrum der Welt.“

Der Mann ist sich ziemlich sicher, dass es in Südtirol nie und nimmer eine Mehrheit für die Trennung von Italien gäbe. Mehr als 80 Prozent der Südtiroler seien doch mit den Verhältnissen einverstanden. Aber geschenkt. Das war eine Umfrage, deren Ergebnisse viele anzweifelten. Der Südtiroler Heimatbund hat einen anderen Meinungsforscher beauftragt, der herausgefunden haben will, dass 56 Prozent der Deutsch sprechenden Bevölkerung (und der Ladinisch sprechenden Südtiroler, einer weiteren Minderheit) für eine Unabhängigkeit seien. Durnwalder ist bereit, das Gedankenspiel einmal durchzugehen: „Selbst wenn man 56 Prozent dafür bekäme, wer gibt mir einen eigenen Staat? Italien müsste damit einverstanden sein. Italien wird niemals einverstanden sein.“ Österreich, die Schutzmacht der Südtiroler, würde sich auch schwertun. „Die werden sagen, wir haben doch nur unterschrieben, euch bei der Autonomie zu unterstützen.“ Und von Deutschland brauche man ebenfalls keine Hilfe zu erwarten. „Die sagen: Wir wollen Grenzen abbauen in Europa und nicht verschieben.“

„Freiheitsmarsch“ nannten Südtirols Schützen ihre Demonstration gegen Rom. Wer sie für einen normalen Trachtenverein hält, unterschätzt sie. FOTO: RICCARDO VALLETTI/ROPI

Und was sagt Durnwalder? „Ich kann tausendmal mit dem Kopf gegen die Wand laufen“, poltert er und stößt tatsächlich seinen breiten Schädel Richtung der in hellem Sonnengelb gehaltenen Wand seines Eckbüros im Bozener Landeshaus, erreichen werde man so gar nichts. Realist müsse man bleiben. „Wir sind nicht das Zentrum der Welt, und niemand kann sagen, dass wir ein geknechtetes Volk wären.“

Südtirols Separatisten sind für Durnwalder Träumer, Phantasten, Provokateure. Und was er für solche Leute übrig hat, dürfte ziemlich klar sein: im besten Falle Mitleid, eher wohl Verachtung. Aber er ist Politiker. Deshalb drückt er sich anders aus. „Vor 60 Jahren waren wir Uganda“, sagt er, heute sei das Gesundheits- und Sozialsystem Südtirols der Neid Italiens. Tatsächlich kommt Südtirol im Vergleich der Statistiker von Eurostat, den Datensammlern der Europäischen Union, auf Platz 19 unter den 271 Regionen Europas. Die Arbeitslosenquote steigt zwar, ist aber mit 4,1 Prozent in Südtirol noch immer eine der niedrigsten in ganz Europa. Wenn jetzt die Leute zu stöhnen beginnen, so gibt der Südtiroler Landeshauptmann zu verstehen, hält er das für Klagen auf hohem Niveau. „Es müssen ja nicht alle Halleluja schreien“, ruft er, „aber man muss schon innerhalb gewisser Grenzen bleiben.“ Wohl ist ihm offenbar trotzdem nicht bei der antiitalienischen Stimmungsmache. Wenn die zu laut wird, „dann wird es gefährlich.“

Tatsache ist, dass seine Partei, die Südtiroler Volkspartei, langsam aber sicher ihre alte Bindungskraft verloren hat. Alle fanden einst Platz in der Sammelpartei, die das Land seit Jahrzehnten regiert und die Autonomie durchsetzte, aber nie die Abtrennung von Italien betrieb: Sozialdemokraten und selbst Grüne, Christsoziale, Liberale und Tiefschwarze, ja und, Durnwalder zwinkert kurz mit seinen listigen Augen und macht wieder eine kleine wegwischende Handbewegung, „ein paar Braune“, wie er sich ausdrückt, waren auch immer dabei. Und auch die, die sich nie mit Alto Adige, dem italienischen Namen der Provinz, abfinden wollten. So war das in Südtirol.

Der Apfelbauer ist ein überaus freundlicher Mensch, nur für Italien findet er kein nettes Wort

Seit Jahren aber bröckelt es nun an den Rändern. Die Grünen zogen ins Landesparlament ein, die mit dem Streit der Volksgruppen herzlich wenig anzufangen wissen. Vor allem aber am rechten Rand verlor die SVP: Die Separatisten legten zu, in deren Augen Durnwalders Partei viel zu viele Kompromisse machte.

Zu denen zählt seit jeher Roland Lang, ein Apfelbauer aus dem Etschtal vor den Toren von Bozen, mit abgearbeiteten Händen und von der Spätsommersonne Südtirols rotgebrannten Wangen. Sympathisch ist er, ein überaus freundlicher Mann. Bücher und Broschüren hat er dabei über den „Aufbruch zur Freiheit“, wie er und seine Freunde die Feuernacht 1961 (sein Geburtsjahr) und die Zeit danach nennen. Und eine Tüte Äpfel hat er auch gebracht, große, makellose Golden Delicious, eigene Ernte. Äußerlich ein Biedermann, gewiss. Aber ist er in Wahrheit einer derjenigen, die Südtirols Landeschef für Provokateure hält? Einer derjenigen, die nun, da die Angst vor dem Absturz Italiens wächst, ihre Chance wittern? Ein Brandstifter, der die zäh errungene Autonomie gefährdet?

Tatsächlich hat Lang eine der Parteien mitbegründet, die die Loslösung Südtirols von Italien wollen. Er ist Vorsitzender des Heimatbundes, der Organisation, in der sich einst die ehemaligen Bombenleger zusammenfanden. Und wirklich Nettes hat er nicht zu sagen über den Staat, in dessen Grenzen er lebt. Die Post! Sie funktioniert nicht, „weil sie italienisch ist“. Die Carabinieri! „Mit zwei Fingern schreiben die, mit acht Fingern suchen sie die Tasten.“ Sein Personalausweis! Nicht fälschungssicher! Er kramt das Papier mit zitternden Händen aus seiner Hosentasche hervor. Mit einem simplen Stempelaufdruck wurde der Ausweis verlängert. „Die Schweiz erkennt so was nicht mehr an. Slowenien auch nicht.“ Kurzum: „Dieser Staat ist ein Chaos.“ Und: „Wenn du Italien zum Freund hast, brauchst du keine Feinde mehr.“

Natürlich ist das üble Nachrede. Aber sind das nicht am Ende Dinge, wie sie üblich sind im Miteinander oder, vielleicht besser, Gegeneinander von Menschen verschiedener Herkunft? Ständig redet Lang von Freiheit, und damit meint er genauso,

dass auf der marmornen Gedenktafel am Brennerpass nicht mehr der Durchreise eines gewissen Giovanni Volfgango Goethes gedacht wird, sondern ein deutscher Dichtername steht. Dass der Tag des Heiligen Josef, des Tiroler Landespatrons, wieder gesetzlicher Feiertag wird. Schließlich sind sie doch alle in Tirol gute Katholiken. Oder dass sie bei Mediaworld in Bozen eine deutsche Tastatur für einen Computer vorrätig haben und nicht nur auf Bestellung liefern, und dass der junge Angestellte dort auch Deutsch und nicht nur Italienisch sprechen kann. Ja, und überhaupt, dass Tirol endlich wegkommt von Italien. „Man ist einfach nicht unter sich. Man ist in einem fremden Staat. Ich fühle mich als Österreicher.“ Eine neue „patriotische Welle“ hat er ausgemacht, ein „Wiedererwachen“, als müsste Südtirol wie Dornröschen nur wachgeküsst werden. Nichts hat er gegen ein geeintes Europa, aber, wie es all den Heimatfreunden vorschwebt, denen die Abhängigkeiten und Verflechtungen des modernen Europa so suspekt sind, ein Europa der Regionen. „Ein kleines Tirol“, sagt Roland Lang treuherzig, „wäre überschaubar und leicht zu regieren.“

Also ist er, sind seine Separatisten-Freunde doch Revanchisten, die das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen? Oh nein, Lang hält beide Hände flach neben seine eckige Hornbrille. Mit Scheuklappen geht er nicht durchs Leben. Bestimmt nicht. Niemand soll ihn für einen engstirnigen Hinterwäldler halten. Im Gegenteil, „eine ganz moderne Sache“ sei doch das Selbstbestimmungsrecht. „Für andere Völker verlangen wir das. In Südsudan. Aber in Europa sollen wir stillhalten?“

Stillhalten will Roland Lang nun nicht mehr. Und er ist eben nicht allein.